aufmerksam, daß die Partei entschlossen ist, vor allen weiteren Schritten die Antwort der Regierung und der Konservativen auf die Interpellation abzuwarten! Lasse sich niemand durch solche Gerüchte beeinflussen und trete ihnen jeder bei passender Gelegenheit energisch entgegen.

•

Momentbilder vom Wahlrechtssturm am Sonntag.

Von der Marienstraße her, durch die Ringstraße wälzen sich die Züge der Demonstranten — unaufhaltsam, wie Naturgewalten. Am Bismarckdenkmal vorüber, über das granitene Fundament hinweg — und ein tausendstimmiger Ruf: Heb das Wahlrecht! Weiter, fluten die Massen, stauen sich am Eingange der Seestraße. Eine Kette von Schutzleuten drängt zum Weitergehen. Hemmende, lyrische Bremser, die sich des Frühlingswetters erfreuten, gewinnen, den Strom der Demonstranten zu durchqueren, flehen und bitten, toben und fluchen sich den Durchgang auf irgendwelche Weise zu ermöglichen. — „Weiter gehen! Wir haben strengen Befehl, niemand durchzulassen!" — Ein Knäuel Demonstranten gleitet an der Polizeiwehrmauer entlang. Einige der durchlahdegehrenden Partieen geraten in den Wirbel des Zuges und verschwinden in der dahergehenden Masse.

Von der Prager Straße her gelangen drei Herren der „guten Gesellschaft" bis zur gesperrten Seestraße. — „Bitte um Durchlaß!" — Ein alter graubärtiger Wachtmeister weist sie zurück. Wiederholte Proteste der drei. Drüben der blutjunge Polizeileutnant wird aufmerksam, mustert die Herren und erkennt an ihren Zylindern, an dem Falterwurf der Mäntel die Aristokraten. — „Aber bitte schön, meine Herren!" und zu den Polizisten gewendet: „Lassen Sie die Herren passieren — so, bitte schön, meine Herren — —" Mit Höflichkeiten und Verbeugungen suchte der Leutnant den Eindruck zu verwischen, den seine Unternehmen in den drei Elegants hinterlassen. — Nahe weit davon bringt ein graubärtiger Mann mit energischem, kantigem Gesicht auf eine Promenadenbank und schwenkt den Hut mit begeisterndem Feuer: „Hoch das Wahlrecht!" Dreimal nacheinander braust das Hoch! — vielhundertfach — und zittert im Echo an den Häusern der Ringstraße weiter.

Der Schutzmann.

Ein Arbeiter teilt uns folgende Episode mit, die sich am Mittwoch abend in einem Striesener Restaurant abspielte. Ein Polizeibeamter in Zivil als Wortführer einer aufmerksam lauschenden Runde. Der Beamte sprach von der Demonstration am Sonntag. Er meinte: „Wenn es heißt „Zurück!" und dem Rufe wird nicht Folge geleistet, da heißt es eben Hiebe. Wohin es trifft, ist dann egal." Dann erzählt er weiter: „Die, die solche Auftritte verursachen, und nur Rüpel und Rowdys."

Mir als Arbeiter und unfreiwilligem Zeugen des Gesprächs schwoll das Herz vor Empörung. Ich fühlte mich als Arbeiter beleidigt, und hätte am liebsten jenem Manne die Antwort gegeben, die er verdiente. Ich habe es unterlassen, weil man mich doch nicht verstanden hätte, und gebe dafür Ihnen jenen Vorfall zur Kenntnis.

In Stücke hacken.

Ein Leser berichtet uns: Als ich am Sonntag in der zweiten Stunde mit einem Freunde von der Wilsdrufferstraße aus auf den Postplatz kam, begrüßte uns der dienstabende Polizeiinspektor mit den Worten: „Das Gesindel sollte man in Stücke hacken." Wir stellten ihn zur Rede, worauf er sich hinter seine Gendarmen zurückzog. Den Namen konnten wir nicht erfahren, auch nicht vom Polizeileutnant. Im übrigen habe ich, da ich mich absichtlich mit mehreren Gendarmen unterhielt, feststellen die Stimmung überall feindlich gefunden. Natürlich gab es auch Ausnahmen.

Bis in die Hausflure . . .

Um sich vor der stürmenden Menge in Sicherheit zu bringen, flüchteten einige Straßenpassanten, wohl 6—8 Personen, darunter zwei Frauen, in die Hausflur des Grundstückes, auf dem sich das Schuhwarengeschäft der Firma Tack befindet. In diesem Augenblicke kam auch, mit bereits gezogenem Säbel in den Händen, ein Gendarmerieaufgebot von vielleicht 20 Mann im Laufschritt die Moritzstraße herunter um, hieb sofort auf die Menge ein. Zwei Schutzleute hatten nun nichts Eiligeres zu tun, als sich wütend auf die friedlichen Leute in der Hausflur zu stürzen. Wo sie die Geflüchteten nur fassen konnten, wurden sie ergriffen, herausgezogen und mit der Waffe geschlagen. Es hagelte förmlich Hiebe.

Siegesfrohe Stimmung.

Ein Genosse schreibt uns: Ohne jede Parole, trotz der Drohungen der Polizei, demonstrierte das kämpfende Proletariat Dresdens. Es hat seine Feuerprobe bestanden. Die Bevölkerung Dresdens hat gezeigt, daß es ihr mit dem Kampf ums Wahlrecht heiliger Ernst ist. Wir können der Zukunft getrost ins Auge sehen. Ein Proletariat, das in kampfesfreudiger Weise demonstriert wie die Dresdner Arbeiterschaft am Sonntag, muß den Sieg gewinnen, ihm müssen sich die Machthaber beugen. Wir wissen und fühlen es: das Proletariat wird weiter kämpfen!

---

es gut, dachte er. Gerade das rechte Wetter. Ich werde wenigstens ein reines, weißes Tuch über mir haben.

Langsam fielen ihm die Augen zu, ohne daß er wieder einschlafen konnte. Sein Blut war viel zu unruhig. Wie sie sich dagegen wehrt, still zu sein, die arme Kreatur, murmelte er vor sich hin.

Plötzlich schien es ihm, als sei er wieder ein kleines Kind, denn ganz deutlich sah er seine Eltern vor sich stehn. Der Vater hielt sich ein wenig abseits, aber die Mutter trat dicht zu ihm heran, und wahrhaftig, sie wiegte ihn, wie sie ihn als kleines Kind gewiegt hatte. Wie wohl das tat. Sie sang sogar. Doch nein, das war nicht sie, das war jemand anders, das waren viele Leute, die da sangen.

Joachim riß krampfhaft die Augen auf und lauschte. Draußen zog ein Trupp Soldaten vorbei. Sie sangen Volkslieder und kürzten sich so den Weg.

Joachim lächelte, schloß die Augen. Da stand auch die Mutter wieder, wiegte ihn, wiegte ihn ein.

Frau Anth fuhr plötzlich mit einem Schrei in die Höhe. Verwirrt sah sie um sich. Was war doch nur geschehen? Etwas Großliches mußte geschehen sein, denn ihr Herz klopfte so bang und laut.

Sie blickte auf Joachim. Still, leise lächelnd, mit einem so wahnsinnigen Gesicht lag er da. Er träumte wohl etwas recht Hübsches. Sie wollte ihn nicht stören, verhielt sich still, wandte aber kein Auge von ihrem Mann.

Immer wieder sah sie aufmerksam in sein Gesicht. Es sah so anders aus, so viel jünger. Wie sonderbar.

Plötzlich fuhr sie wieder hoch. Er atmete ja gar nicht, man hörte seinen Atem nicht!

Sie beugte sich über ihn und hielt nur mit aller Mühe einen lauten Schrei zurück. Joachim war tot.

Immer wieder stieg es in ihrer Kehle empor, wollte ihr den Mund zum Schreien aufreißen, aber sie bezwang sich. Was würde er von ihr denken, wenn sie laut wurde. Es gab ja nichts Häßlicheres für ihn.

Sie küßte nur immer wieder seine Hand und weinte.

Lange blieb sie so und konnte sich nicht von dem Toten trennen. Es ist die letzte Stunde, wo er noch nur allein gehört, sagte es in ihr, und sie beugte sich immer wieder zu ihm und küßte seine Hände. Aus Schmerz, aus Dankbarkeit für das Leben, das er ihr bereitet hatte.

Der Vers, über den der Geistliche etwas Hübsches sagte, wie es Joachim wünschte, stand im Jelinek, nur dick unterstrichen und lautete: Ihr sollt in Freuden ausziehen und in Frieden geleitet werden. Berge und Hügel sollen vor euch her frohlocken mit Jauchzen, und alle Bäume auf dem Felde mit den Händen klatschen.

Ein Verwundeter.

Ein Leser, der fast ein Opfer des Sonntags geworden wäre, teilt uns mit: Am Sonntag nachmittag wurde ich zwischen der Hofkirche und dem Schloß schwer verwundet, so daß ich nicht imstande bin, selbst zu kommen. Ich erhielt folgende Verletzungen: Die erste an der rechten Wange und in dem gleichen Augenblick von einem andern Gendarmen einen Stich in den Rücken, ohne daß ich die Beamten auch nur im geringsten gereizt oder belästigt hätte.

In der Moritzstraße.

Ein Augenzeuge schreibt: Wir beabsichtigten, nach dem Altmarkt zu gehen. Plötzlich stellte sich uns, von der Moritzstraße kommend, eine Kette von Wachtmannschaften, etwa 30 Mann, unter Führung eines Leutnants mit gezogenen Säbeln entgegen. Obwohl wir sofort umkehrten, hieb man doch auf uns ein. Einige von uns stürzten, auch ein Gendarm fiel zu Boden. Ein anderer hielt seine zerbrochene Pistole in der Hand. Nach und nach verlief sich die Menge. Nur der Ruhe und Besonnenheit der Demonstranten ist es zu verdanken, daß nicht Schlimmeres geschehen ist. Unser Zweck war: Ruhig und friedlich zu demonstrieren, der Regierung zu zeigen, daß wir auf das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht nicht verzichten. Warum ließ man uns nicht gewähren? . . .

Nach der Marseillaise.

Kaum waren die Töne des Freiheitsliedes vor dem Schlosse verklungen, als von Hellbiß her plötzlich eine Menge Gendarmen im Laufschritt ankam und sich unter die Menge drängte. Im nächsten Augenblick schrien die auf der Terrasse stehenden Frauen entsetzt auf. Die Gendarmen hatten sofort blank gezogen und hieben auf die anfangs langsam zurückgehende Menge rücksichtslos ein. Das Zurückgehen verwandelte sich in Flucht, auch konnte man genau beobachten, wie die Schutzleute auf die fliehende Menge von hinten einhieben. Alle Augenzeugen brachen in Pfui-Rufe aus und gaben ihrer Entrüstung lebhaften Ausdruck, als eine Frau und mehrere Männer verletzt von den Sanitätsmannschaften fortgeführt wurden.

Zum Angedenken.

Ich traf einen Arbeiter, der sein Taschentuch an Ohr und Hals preßte, um das Blut zu stillen, das aus einer nicht unbedeutenden Wunde quoll. Sein Freund führte ihn fort. Der Verletzte hatte den Schlag erst gar nicht gefühlt. Auf eine teilnehmende Frage erhielt ich als Antwort: „Dies vom Blute rotgefärbte Taschentuch hänge ich über mein Bett, damit ich den heutigen Tag nicht vergesse."

Ein heiterer Zwischenfall.

Wie uns nachträglich mitgeteilt wird, hat sich am Sonntag in all dem Lärm auf dem Postplatze eine Szene abgespielt, die der Komik nicht entbehrte. Ein Pikett Polizisten, das auf dem schnellsten Wege den Demonstrationszug in der Wienerstraße zu erreichen suchte, beschlagnahmte eine elektrische Bahn, um so zu seinem Ziele zu gelangen. Etliche hundert Demonstranten suchten das jedoch zu vereiteln, indem sie dem Wagenführer die Kurbel nahmen und ihn somit zur Untätigkeit verdammten. Wohl oder übel sahen sich die bedeutenden Ordnungshüter gezwungen, den Wagen wieder zu verlassen. Erst nach Verlauf einer Viertelstunde konnten sie wieder daran denken, auf elektrischem Wege der Wienerstraße zuzueilen.

Ein „Zufall"?

Im ersten Stock des Schlosses sah man hinter verschlossenem Fenster Generale. Aus dem zweiten Stock, aus offenem Fenster, fliegt ein Tafelmesser mit metallenem Heft; ein 10—12jähriger Junge ergreift es und verschwindet im Gewühle der Masse.

Des Reiches Not!

gr. Die Beratung der allgemeinen Reichspolitik im Reichstage beginnt in Tagen von weltbistorischer Bedeutsamkeit. Alle internationalen Beziehungen sowie alle inneren Zustände der europäischen Staaten sind in gewaltigem Wandel. Der ostasiatische Krieg und die russische Revolution haben die europäische Geschichte aus trägem Schritt geschreckt und zu stürmendem Lauf beflügelt. Wie mag inmitten der Umwälzungen und Erschütterungen, welche die Menschheit erregen, der deutsche Reichstag bestehen? Vermag er der großen Situation, in der wir uns befinden, irgendwie gerecht zu werden? Vermag er sie auch nur zu begreifen?

Schon der erste Tag der Etatsdebatte hat den freilich uns in keiner Weise überraschenden Beweis erbracht, daß die Befreierkraft der Weltereignisse an den Grenzen Deutschlands völlig versagt, soweit Deutschland bedeutet: deutsche Regierung, herrschende Klassen und Parteien. Auf die Regierenden und Herrschenden Deutschlands wirkt das mächtige Werden der Geschichte nur wie ein furchtbares Verhängnis von Not und Verzweiflung. Vorüber sind für den nun gestürzten Kanzler des Reiches die Jahre des leichten Festgeredes, der behaglichen Späße und Witzeleien. Wie aus Grabesmauern kam dumpf und schleppend die Darlegung der auswärtigen Notlage des Deutschen Reiches, kam klagend und jammernd das Geständnis des inneren Finanzbankrotts. Trübseliger ist noch niemals die Beratung der Reichspolitik eingeleitet worden als am heutigen Tage!

Fürst Bülow nahm sofort zu Beginn der Etatsberatung das Wort. Von einem wirklichen Staatsmann durfte man annehmen, er werde unverzüglich ein umfassendes Bild der Weltereignisse zeichnen, die sich seit dem Schluß der vorigen Session begeben, er werde die Stellung der Reichsregierung zu ihnen vertreten und so eine der politischen Situation würdige Beratung einleiten, doch der Reichskanzler hub an, das Elend der Reichsfinanzen auszubreiten, die elementaren Zahlen des Reichshaushalts, die jeder Parlamentarier vollauf kennt, vorzutragen und die Bewilligung der neuen Steuervorlagen als wesentlichste Aufgabe des Reichstages zu fordern. Von der Finanzreform, so führte er aus, hänge die Wohlfahrt des Reiches ab, sonst sei kein Fortschritt möglich, weder auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge, noch für die Wehrmacht. Von der „sozialen Fürsorge" sagte er dann freilich kaum noch ein einziges Wort, um so mehr von den neuen Ansprüchen für Militärwesen und Marinevermehrung, deren Berechtigung ihm nicht erst irgend eines Beweises bedurfte, vielmehr als Voraussetzung der finanziellen Forderungen feststeht. In düstersten Farben schilderte der oberste Beamte des Reiches die unerträglich gewordene Finanznot: wie ein armseliger Bettender müsse das Reich an die Türen der Bundesstaaten klopfen; in verhältnismäßig kurzer Zeit habe sich eine Schuldenlast von 3½ Milliarde angehäuft, deren Verzinsung allein über 115 Millionen erfordere; seit Jahren könne das Reich seine fortlaufenden Ausgaben nicht mehr aus den ordentlichen Einnahmen decken; so müsse die Regierung das Odium auf sich nehmen, neue Steuern zu fordern, und der Reichstag solle nicht die schwere Verantwortung auf sich laden, das „glückliche Gedeihen" der Steuervorlagen zu hindern. Auch nur irgendwie den Ursachen der Reichsfinanznot tiefer nachzuspüren oder gar der Frage näher zu treten, ob nicht endlich Einschränkungen in den Ausgaben des Reiches möglich sind, das ist nicht Sache des Kanzlers des kapitalistischen Militärstaates. Tapfer verfiel er — etwa in Erinnerung an den von erhöhten Fleischpreisen nutznießenden Ministerkollegen — auf das fabelhafte Wort, der Reichstag möge die Steuern bewilligen, denn er bewillige sie nicht der Regierung und den Ausarbeitern der Vorlagen, sondern dem Reiche! Fürst Bülow schloß seine Steuerrede, wie es sich gebührt, indem er die Bewilligung der neuen Steuern als „patriotische Tat" feierte.

Freiherr v. Stengel, der Schatzsekretär des Reichsbankrotts, behandelte in ermüdender Eintönigkeit mancherlei Einzelheiten der Vorlagen, die er aus alten Aktenschränken arbeitsam zusammengestöbert hat. Auch er überbot seine schon in früheren Jahren weidlich wehklagenden Finanzreden durch wahrhaft bemitleidenswertes Notgebet: Es geht nicht weiter ohne gründliche Finanzreform. Finanz„reform" — das heißt: Deutsches Volk, zahle 225 Millionen Mark neue Steuern!

Das Zentrum entsandte Herrn Fritzen als ersten Etatsredner. Schon in der Auswahl dieses konservativ gerichteten Redners zeigt sich, wohin der Weg der Zentrumspartei in der jetzigen Session geht. Während in früheren Jahren der Zentrumsredner wenigstens in der ersten Lesung noch einige oppositionelle Töne aufbrachte, konnte die mildbläuliche Kritik, die Herr Fritzen an dieser und jener Einzelheit der Reichspolitik sowie der Steuervorlagen übte, die Leute um Bülow wahrlich nicht erschrecken. Herr Fritzen klagte über die außerordentliche Steigerung der Reichsausgaben, aber er denkt nicht entfernt daran, das von seiner Partei in erster Linie mit verschuldete Uebel beseitigen zu wollen. Er bedauerte, daß gerade die Kolonial- und Ozeanpolitik schwere Ansprüche stellt, aber er wendet sich gegen England, wenn es gegen die Entwicklung der deutschen Flotte sich unruhig zeigt. Er beschwert sich über das weitere Anschwellen des Marineetats, aber er erwartet die Erklärungen der Regierung in den Kulissen der Kommission und verspricht, die Forderungen „mit Wohlwollen zu prüfen". Er bemängelt mannigfach die Steuervorlagen und verwahrt seine Partei gegen die Mehrbelastung des Massenkonsums, aber er läßt keinen Zweifel, daß seine Partei die Regierung nicht im Finanzelend sitzen lassen wird. Das Zentrum ist wiederum skrupellos bereit, die auswärtige Politik des Rüstungswahnes und die innere Politik der Volksbewucherung mit „Wohlwollen" zum Erfolge zu führen.

Herr Fritzen richtete aber auch die bestellten Anfragen über die auswärtigen Geschehnisse an den Reichskanzler, so daß dieser nun in einer zweiten Rede die Aufgabe, die zu erfüllen er zu Beginn der Beratungen verpflichtet war, zwar nicht erfüllte, auch nicht zu erfüllen versuchte, aber doch oberflächlich streifte. Die gewaltigen Fragen der seit mehr denn Jahresfrist sich anbahnenden Neugruppierung der europäischen Staaten, die tieferen Ursachen und die inneren Zusammenhänge dieser Erscheinungen kümmern den Reichskanzler anscheinend wenig, ihm genügt es, mit allerbescheidenstem Geistesaufwand festzustellen, daß das Deutsche Reich, wie innerpolitisch-finanziell, so auch international, in überaus schwierigem Notstand sich befindet und daß an diesem Notstand, wie sich versteht, die bösen Neider da draußen die Schuld tragen, welche rücksichtslos genug sind, in die deutsche Harmlosigkeit nicht uneingeschränktes Vertrauen zu setzen. Tatsächlich bestätigte Bülow die schon in der Thronrede verkündete nahezu vollständige Isolierung Deutschlands! Noch niemals, seit das Deutsche Reich begründet ist, wurde die Stellung Deutschlands von denjenigen, welche die Verantwortung für die auswärtige Politik übernommen haben, so überaus düster gemalt als jetzt. Der Reichskanzler eröffnete, daß nach Beilegung der marokkanischen Verstimmungen neue internationale Verstimmungen bestehen, über deren Art und Umfang er jedoch nichts mitteilte. Er erklärte weiter, daß der Dreibund fortbestehe, aber er sprach das ungeheuerliche Wort: Deutschland müsse stark genug sein, um im Notfall ohne Bundesgenossen bestehen zu können!

Das sind Geständnisse von unabsehbarer Tragweite, die das deutsche Volk in aller Ernsthaftigkeit vor die Frage stellen: Will es sich einer Diplomatie weiter überlassen, welche solche Folgen und Erfolge zeitigt? Freilich, Herr v. Bülow ist fern von jeder Selbstkritik, die Schuld an dieser trüben Entwicklung liegt ausschließlich im Ausland, die Herrschenden Deutschlands sind sonder Fehl und haben nur die eine Aufgabe, vor den feindseligen Stimmungen der anderen auf der Hut zu sein. Woher diese feindseligen Stimmungen in Frankreich, England und anderen Staaten erwachsen, woher es auch kommt, daß der Dreibund nur mehr auf dem Papier besteht, darüber schweigt des Kanzlers Staatsmannskunst. Fürst Bülow besprach auch den Marokko-Konflikt, aber die entscheidenden Phasen — seine Drohnote nach Paris und die Inszenierung des kaiserlichen Reisepomps nach Tanger — erwähnte er nicht in einem Wort!

Hierüber sowie über die Gründe der „feindseligen Stimmungen" und der gefahrvollen Isolierung Deutschlands den Reichskanzler zur Rechenschaft zu ziehen — das ist die Aufgabe des sozialdemokratischen Redners, der am Donnerstag das zornige Urteil der Arbeiterklasse gegen die Missetaten der auswärtigen wie der inneren Reaktion fällen wird.

•

Wir möchten an dieser Stelle zunächst nur auf einen, allerdings entscheidend wichtigen Grund der „feindseligen Stimmungen" im Ausland hinweisen.

Am 17 März 1903 wurde der damalige englische Unterstaatssekretär der Admiralität Mr. Arnold-Forster im Unterhaus vom Abgeordneten Buchanan (lies: Bukennen) gefragt, ob es nicht an der Zeit wäre, an die Reduktion der Marineausgaben zu denken, da die Nation die wachsenden Staatslasten nicht ertragen könnte. Darauf antwortete Arnold-Forster:

„Die wachsenden Ausgaben für Marinerüstungen sind zum großen Teile den Rüstungen anderer Mächte geschuldet. Könnte man durch ein internationales Uebereinkommen eine Herabsetzung der Flottenausgaben erzielen, so wäre dies gewiß für alle Länder vorteilhaft. Aber ich zweifle, ob ein derartiges internationales Uebereinkommen zustande kommen könnte. Lord Goschen, als er in der Admiralität (Marineministerium) war, hat zweimal den Versuch gemacht, bei den Mächten eine internationale Reduktion der Flottenrüstungen anzuregen, aber das Ausland ging auf seine Anregung nicht ein. Und England als ein Inselland kann mit einer solchen Reduktion nicht selbständig vorangehen."

Tatsächlich haben England und Frankreich in den letzten Jahren ihre Marineetats teils herabgesetzt, teils auf der bisherigen Höhe erhalten, während Deutschland von Jahr zu Jahr seine Marineausgaben rapid steigert und jetzt durch eine neue 500 Millionen-Vorlage das 1900 beschlossene Flottenprogramm wiederum vergrößert. Nimmt man hinzu jene zahlreichen weltpolitischen Reden des deutschen Kaisers, so ist es geradezu lächerlich, wenn der Reichskanzler nun ausschließlich die bösen Feinde draußen dem braven und harmlosen deutschen Michel gegenüberzustellen versucht!

Politische Uebersicht.

Unheilbarer Flottenkoller.

Die „klägliche" Rundschau gestattet sich den Luxus verfrühter Fastnachtsscherze. Das edle Organ für „nationale Politik" ruft „alle nationalen Männer, die nationalen Verbände